

OPER
VON
PETER MAXWELL DAVIES
UND
DAVID POUNTNEY

HOCHSCHULE
FÜR MUSIK UND THEATER
»FELIX MENDELSSOHN
BARTHOLDY«
LEIPZIG



Peter Maxwell Davies

Kommilitonen!

Libretto von David Pountney

Deutsche Übersetzung von Steffen Piontek

Musikalische Leitung	Matthias Foremny / Damian Ibn Salem (01.06.) / Alexander Stessin (02.06.)
Regie und Bühne	Matthias Oldag
Kostüme	Barbara Blaschke
Videos	Melissa Hötger, Valerio Figuccio
Choreographie	Lynnda Curry
Chor	Jens Petereit
Dramaturgie	Maximilian Eisenacher, Maximilian Enderle
Musikalische Assistenz	Alexander Stessin, Damian Ibn Salem, Benjamin Huth
Musikalische Einstudierung	Helmut Kukuk, Rainer Koch, Fabio Costa, Pieter van Delden
Regie- u. Produktionsassistenz	Carolin Schumann
Inspizienz	Christian Beyer
Maske	Lissy Possekel, Sabine Marschall
Ankleider	Madlen Weigel, Anita Patzke
Herstellung der Kostüme	Sigrid Herfurth, Monika Schröter
Beleuchtung	Jens Gratzke, Holm Querner
Technische Leitung	Roland Bier

A-Premiere: 28.05.2016

B-Premiere: 29.05.2016

Weitere Vorstellungen: 30.05. / 31.05. / 01.06. / 02.06.2016, jeweils 19.00 Uhr

Hochschule für Musik und Theater Leipzig, Grassstraße 8, Großer Saal

Pause nach dem 1. Akt

Die Premiere ist eine öffentliche Benefizveranstaltung der



Stadtbau
Aktiengesellschaft

zu Gunsten der Stiftung der Hochschule für Musik und Theater Leipzig.

The Oxford Revolution

James Meredith
Pokayne

Frederik Tucker* / Philipp Jekal**
Christoph Pfaller

Die Weiße Rose

Sophie Scholl
Hans Scholl

Julia Danz* / Annika Steinbach**
Arvid Fagerfjäll (28.05./30.05./31.05.) /
Benjamin Mahns-Mardy (29.05./01.06./02.06.)
Marc-Eric Schmidt* / Mo Qing Luo**
Lars Conrad* / Tobias Ay**
Jean-Baptiste Mouret* / Jakob Eberlein**
Josephin Queeck* / Fiona McGown**
Maurice Avitabile
Christoph Pfaller

Christoph Probst
Willi Graf

Alexander Schmorell
Postangestellte / Gefängniswärterin
Postangestellter / Gestapooffizier
Hausmeister

Soar to Heaven

Wu
Li, seine Schwester / 1. Offizier
Zhou, Rotgardist
Ein Arzt / 2. Offizier
Wu Tianshi, Vater von Wu und Li
Li Jingji, Mutter von Wu und Li / 3. Offizier

Nele Kovalenkaite* / Claire Gascoin**
Fabienne Haßlöwer* / Henrike Henoch**
Lissa Meybohm* / Sofia Pinto**
Alice Ungerer* / Ayda-Lisa Agwa**
Tobias Ay* / Lars Conrad**
Josephin Queeck* / Fiona McGown**

Der Großinquisitor
Der Evangelist
Jesus

Jean-Baptiste Mouret* / Jakob Eberlein**
Marc-Eric Schmidt* / Mo Qing Luo**
Frieder Flesch

Solo-Erhu
Solo-Harfe

Jian Guo Lu
Florian Branschke (28.05./30.05./02.06.)
Christiane Werner (29.05./31.05./01.06.)
Philipp Rumsch (Klavier)
Stephan Deller (Bass)
Philippos Thönes (Schlagzeug)

Jazz-Trio

Opernchor der Hochschule
Orchester der Hochschule

* 28.05./30.05./01.06.

** 29.05./31.05./02.06.



Johann Wolfgang von Goethe

Des Epimenides Erwachen

Zweiter Aufzug. Vierter Auftritt.

GENIEN

Doch was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen,
Zum Abgrund muss es doch zurück.
Schon droht ein ungeheures Bangen,
Vergebens wird er widerstehn!
Und alle, die noch an ihm hängen,
Sie müssen mit zu Grunde gehen.

HOFFNUNG

Nun begegn' ich meinen Braven,
Die sich in der Nacht versammelt,
Um zu schweigen, nicht zu schlafen,
Und das schöne Wort der Freiheit
Wird gelispelt und gestammelt,
Bis in ungewohnter Neuheit
Wir an unsrer Tempel Stufen
Wieder neu entzückt es rufen:
Freiheit! Freiheit! Freiheit!

Handlung*

Erster Akt

The Oxford Revolution

Anfang der Sechziger Jahre kämpft James Meredith dafür, als erster Afroamerikaner an der University of Mississippi („Ole Miss“) zu studieren. Dabei wird er immer wieder mit der alltäglichen Gewalt weißer Rassisten konfrontiert. Nach Ende seiner Armeezeit möchte er den Weg verfolgen, den ihm sein Vater geebnet hatte: Dieser hatte Meredith und seinen Geschwistern eine gute Schulbildung ermöglicht. Seine schwarzen Mitbürger ruft Meredith dazu auf, sich trotz der Rassentrennung nicht entmutigen zu lassen.

Die Weiße Rose

Nachdem in Stalingrad 200.000 deutsche Soldaten sterben, protestieren die Mitglieder der Weißen Rose mit Schriftzügen an öffentlichen Gebäuden gegen die nationalsozialistische Diktatur. Gedichte von Goethe und Schiller ermutigen sie, sich mit geistigen Mitteln für die Freiheit in Deutschland einzusetzen: Von München aus verschicken sie ihr erstes Flugblatt an Adressen in Deutschland und Österreich. Ein Großteil der Bürger ignoriert jedoch ihre Botschaften. Während die Gruppe ihr zweites Flugblatt verbreitet, überkommt Willi die Angst vor einer Verhaftung durch die Gestapo. Auf Fronturlaub erzählen Hans, Willi und Christoph von ihrem Einsatz in Polen. Die schockierenden Erlebnisse treiben die Gruppe dazu an, ihren Widerstand auszuweiten.

Soar to Heaven

Während der chinesischen Kulturrevolution (1966-1976) werden Wu und Li von der eigenen Mutter dazu gezwungen, ihren Vater als Volksfeind anzuprangern. Als Leiter der Bildungsabteilung der Universität ist er in den Augen der revolutionären Roten Garden ein Reaktionär. Wu und Li schließen sich anderen Jugendlichen an, die ebenfalls ihre Väter denunzieren. Unter der Führung von Zhou töten die Rotgardisten Wus Eltern. Obwohl sie die Wahrheit kennen, verschweigen Wu und Li deren wahre Todesursache. In einer pompösen Zeremonie errichtet Zhou's Bataillon eine Statue zu Ehren Maos.

Zweiter Akt

The Oxford Revolution

Als sich Meredith 1962 an der „Ole Miss“ immatrikuliert, kommt es zu Ausschreitungen zwischen Anhängern der Rassentrennung und Kennedys Regierungstruppen. Dabei gibt es zwei Tote und über einhundert Verletzte. Unter dem Schutz eines US-Marshals sitzt Meredith währenddessen ruhig in seinem Zimmer. Als er am nächsten Morgen sein erstes Seminar besucht, ist das Universitätsgebäude noch voller Tränengas.

In einer gemeinsamen Vision erleben Wu, Sophie und Meredith eine Szene aus Dostojewskis Erzählung „Der Großinquisitor“. Darin erklärt ein Großinquisitor aus dem 16. Jahrhundert dem auf Erden zurückgekehrten Jesus, dass die Menschen durch die individuelle Freiheit überfordert seien. Mithilfe der Kräfte „Wunder, Geheimnis und Autorität“ will er sie von dieser „Last“ befreien.

Die Weiße Rose

Die Geschwister Scholl werden beim Verteilen von Flugblättern in der Universität München verhaftet. Im Gefängnis hat Sophie einen Traum: Sie trägt ein Kind im Arm, das sie vor dem Sturz in einen Abgrund rettet, sie selbst stirbt. Trotz der nahenden Hinrichtung glaubt sie, dass die politischen Ideen der Gruppe weiterleben werden. In der Gewissheit, richtig gehandelt zu haben, werden Sophie, Hans und Christoph hingerichtet. Ihre letzten Worte sind: „Es lebe die Freiheit“.

Soar to Heaven

Die Geister ihrer Ahnen raten Wu und Li, die politischen Verhältnisse schweigend zu ertragen. Beide treten daraufhin der Kommunistischen Partei bei. Nach dem Ende der Kulturrevolution treffen sich Wu und Zhou erneut: Beide studieren mittlerweile Geschichte. Während Zhou einen Weg sucht, mit seiner Vergangenheit als Rotgardist zu leben, wird Wu in seinem Buch über die Kulturrevolution die Namen der Täter verschweigen.

*Die drei Episoden sind in der Oper miteinander verflochten.
Zum besseren Verständnis werden sie hier getrennt dargestellt.



Zum Stück

Das Recht zu studieren, das Recht auf Meinungsfreiheit, die Verführbarkeit durch die Macht. Anhand der Lebensgeschichte von jungen Menschen beleuchtet die Oper „Kommilitonen!“ drei Momente studentischen Aufbegehrens im 20. Jahrhundert. Der Regisseur Matthias Oldag und der Dirigent Matthias Foremny bringen die Oper „Kommilitonen!“ mit Studierenden der HMT Leipzig erstmals an einer deutschen Musikhochschule auf die Bühne.

Die Idee zu *Kommilitonen!* geht auf das Jahr 2006 zurück: Die Royal Academy of Music in London bat den britischen Komponisten Peter Maxwell Davies (1934-2016), eine Oper für ihre Studierenden zu schreiben. Er stellte zwei Bedingungen: Die Oper sollte nicht nur von Studierenden aufgeführt werden, sie sollte auch von ihnen handeln und David Pountney (*1947) sollte das Libretto schreiben. Dieser schlug ein politisches Sujet vor, da er ein gesellschaftliches Engagement der Musikstudierenden vermisste.

Trotz aller Unterschiedlichkeit sind die Protagonisten der drei Episoden mit ähnlichen Entscheidungen konfrontiert: Wie verhält man sich in repressiven politischen Systemen? Lohnt es sich, für die Gerechtigkeit sein Leben zu riskieren? Und ist Gewalt ein legitimes Mittel, um die eigenen Ziele zu erreichen?

Die Antworten auf diese Fragen fallen unterschiedlich aus: Während die Rotgardisten im Kampf für eine neue Ordnung politische Gegner töten, setzen die Mitglieder der Weißen Rose auf geistige Mittel. Die Haltung von James Meredith ist ambivalent: Er selbst übt keine Gewalt aus, hält es aber für legitim, dass die Armee zum Zweck seiner Immatrikulation eingreift. Die Todesfälle während der Ausschreitungen in Oxford kommentierte er lapidar mit der Äußerung: „This is no happy occasion“.

Die brisantesten Fragen des Stückes wirft zu Beginn des zweiten Aktes Dostojewskis Großinquisitor auf: Überfordert die individuelle Freiheit nicht einen Großteil der Menschen? Und sehnen sie sich nicht geradezu danach, von autoritären Machthabern geleitet zu werden? Das Erstarken antidemokratischer Parteien in ganz Europa, das sich derzeit beobachten lässt, scheint ihm rechtzugeben. Und es wird klar, dass sich auch Studierende von heute mit diesen Fragen beschäftigen und eine passende Antwort finden müssen. Eine stillere vielleicht, als sie vorangegangene Generationen gewählt haben, aber auf jeden Fall eine deutliche.

Flugblätter der Weißen Rose

Kommilitonen! Kommilitoninnen!

Erschüttert steht unser Volk vor dem Untergang der Männer von Stalingrad. Der Tag der Abrechnung ist gekommen. Es geht uns um wahre Wissenschaft und echte Geistesfreiheit! Freiheit und Ehre!

(aus dem 6. Flugblatt der Weißen Rose)

Nichts ist eines Kulturvolkes unwürdiger, als sich ohne Widerstand von einer verantwortungslosen und dunklen Trieben ergebenen Herrscherclique „regieren“ zu lassen. Ist es nicht so, daß sich jeder ehrliche Deutsche heute seiner Regierung schämt, und wer von uns ahnt das Ausmaß der Schmach, die über uns und unsere Kinder kommen wird, wenn einst der Schleier von unseren Augen gefallen ist und die grauenvollsten und jegliches Maß unendlich überschreitenden Verbrechen ans Tageslicht treten?

(aus dem 1. Flugblatt der Weißen Rose)

Man kann sich mit dem Nationalsozialismus geistig nicht auseinandersetzen, weil er ungeistig ist. Es ist falsch, wenn man von einer nationalsozialistischen Weltanschauung spricht, denn wenn es diese gäbe, müßte man versuchen, sie mit geistigen Mitteln zu beweisen oder zu bekämpfen.

(aus dem 2. Flugblatt der Weißen Rose)

Drei Zeitschichten im Dialog

Anmerkungen zu Text, Musik und Inszenierung

Sowohl für den Librettisten David Pountney als auch für den Komponisten Peter Maxwell Davies war es ein zentrales Anliegen, die drei Erzählstränge im Verlauf des Stücks immer enger zusammenzuführen. Matthias Oldag greift diesen Impuls in der Leipziger Inszenierung auf, wodurch ein Dialog der Protagonisten über die Grenzen der Episoden hinweg entsteht.

Durch ein dichtes Szenengefüge, permanente Taktwechsel und ungerade Taktarten wird im ersten Akt die Unruhe studentischen Aufruhrs erfahrbar. Dissonante Klangflächen und die Gleichzeitigkeit verschiedener Musiken erzeugen dabei starke Reibungen. In martialischen Zwischenspielen des Orchesters vermitteln sich auf plastische Weise die Gewaltexzesse der Rotgardisten und die Gefechte an der Ostfront. Als anonyme Masse verkörpert der Chor den Fanatismus und die Unsicherheit der drei Zeiten. Teilweise wechselt er innerhalb von Sekunden seine Identität. Im zweiten Akt werden die einzelnen Szenen länger. So wird beispielsweise die Großinquisitorpassage durch den Einsatz eines Evangelisten und eines lateinisch singenden Männerchores im Stile eines Oratoriums erzählt.

Jede der drei Episoden hat zu Beginn eine eigene Klangsprache: Die Musik der Weißen Rose greift Elemente des deutschen Kunstliedes auf, die sich in Sophies Traumscene durch eine dramatische Gesangslinie und den Einsatz der Harfe zu hoher Expressivität steigern. Der Kampf der Gruppe gegen starre Systeme ist auch in die Musik eingeschrieben: Ihre Losung „Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten“ widersetzt sich eindringlich dem Metrum des Orchesters. Der Sound von James Meredith ist wärmer und beschwingter. Getragen von tiefen Holzbläsern erinnert er in seinen intimen Momenten an amerikanische Musicals der Sechziger Jahre. Die fieberhafte Stimmung der Kulturrevolution schlägt sich im grellen Gesangsduktus der Sänger wieder und wird von einer lautstark aufspielenden Marching Band flankiert. In einem großen Finale verbindet Davies die drei musikalischen Stile schließlich zu einem emphatischen Credo für die Freiheit.

Auch in der Inszenierung löst sich die räumliche Trennung zwischen den Episoden auf: Die Protagonisten nehmen die Ereignisse der anderen Zeiten wahr und treten zunehmend in Interaktion. Eine sehr aktive Rolle übernimmt dabei James Meredith: Er spricht den Mitgliedern der Weißen Rose nach deren erfolgloser Flugblattaktion Mut zu und versucht vergeblich Wu davon abzubringen, der Kommunistischen Partei beizutreten. Umso schmerzlicher ist es für Wu, die Hinrichtung der Mitglieder der Weißen Rose mitanzusehen.

Bei aller politischen Brisanz und aller Brutalität der einzelnen Episoden war es Peter Maxwell Davies wichtig, in seiner Komposition eines nicht auszusparen: Humor. Und dieser ist ja bekanntlich noch heute der natürliche Feind autokratischer Herrscher.



Gegen den Menschen als unmündiges Herdentier Dostojewskis *Großinquisitor* und die Weiße Rose

Der Schriftsteller Albert Camus pries Fjodor Dostojewski als „wahren Propheten des 20. Jahrhunderts“, der den „Triumph der Macht über die Gerechtigkeit vorausgesehen hat“. Seine Gedanken erhielten für die Mitglieder der Weißen Rose im Zuge der NS-Herrschaft eine neue Dringlichkeit und beeinflussten unmittelbar ihren Protest.

Dostojewskis Erzählung *Der Großinquisitor* ist Teil seines Romans *Die Brüder Karamasow* (1869). Der atheistische Intellektuelle Iwan erzählt seinem tiefgläubigen Bruder Aljoscha den Inhalt eines selbstverfassten Poems: Im 16. Jahrhundert, der Hochphase der katholischen Inquisition, erscheint Jesus im spanischen Sevilla. Die Menschen erkennen und bejubeln ihn, nachdem er ein totes Kind zum Leben erweckt hat. Der Großinquisitor lässt Jesus daraufhin verhaften. Er spricht ihm das Recht ab, die von der katholischen Kirche in jahrhundertelanger Arbeit errichtete Ordnung zu hinterfragen. Die Menschen hätten ihre Freiheit lieber der Kirche zu Füßen gelegt, als die von Jesus gepredigte individuelle Freiheit auszukosten. Der Großinquisitor hält eine Hinrichtung Jesu für unausweichlich, um unter dem strengen Regiment der Kirche das „Paradies auf Erden“ herzustellen. Am Ende der Erzählung küsst ihn Jesus schweigend auf den Mund und verlässt den Kerker.

Die Mitglieder der Weißen Rose beschäftigten sich an gemeinsamen Leseabenden intensiv mit den Werken Dostojewskis, dem sie sich in vielen Ansichten verbunden fühlten: So wandten sich beide vehement gegen die Unterdrückung des Individuellen durch totalitäre Systeme. Während Dostojewski die im Zuge der Industrialisierung aufkommende Massenkultur kritisierte, opponierten die Scholls nach anfänglicher Begeisterung in der Hitlerjugend gegen die „Herdenwärme“ einer gleichgeschalteten Jugendbewegung. Mit großem Stolz führte Hans 1935 die Fahne seines Ulmer HJ-Stammes nach Nürnberg. Aber die massenhafte Unterwerfung des Einzelnen unter den Willen des „Führers“ schockierte ihn nachhaltig. In der Folge trat er, wie viele spätere Mitglieder der Weißen Rose, einem Geheimbund bei, wofür er 1937 kurzzeitig ins Gefängnis musste.

Für die Gruppe wurde die christliche Botschaft der Nächstenliebe zum „zentralen Kriterium des Denkens und Tuns“ (Inge Jens). Während Dostojewski in seinen Erzählungen die aufopfernde Liebe der „stillen Kreuzträger“ pries, wollte die Weiße Rose der christlichen Idee durch die Verwirklichung in der Tat ihren vollen Sinn und Gehalt geben.

Gegenstand des Protestes war Adolf Hitler, der in ihren Augen hinter allem Bösen lauerte und mit dem Satan im Bunde war (Viertes Flugblatt). Die Parallele zu Dostojewskis Figur des Großinquisitors ist offensichtlich: Dieser rühmt sich, im Gegensatz zu Jesus nicht den drei Versuchungen des Satans widerstanden zu haben. Während Jesus sich allein Gott unterwerfen wollte, griff der Großinquisitor nach irdischer Macht.

Auch glaubt der Großinquisitor im Gegensatz zu Jesus, dass bei der Bevölkerung das Bedürfnis nach Brot und Arbeit gegenüber moralisch-religiösen Werten überwiegt. Hitlers rasanter Aufstieg infolge der Weltwirtschaftskrise gibt ihm teilweise Recht, wenngleich der von vielen Deutschen praktizierte Führerkult religiöse Züge annahm. Der Vater Robert Scholl vermittelte seinen Kindern jedoch die Auffassung, dass der Mensch nicht nur Essen, sondern auch die freie Meinung zum Leben braucht. Seine Kinder kritisierten später die Vorstellung, den Menschen nur als „unmündiges Herdentier“ zu sehen. Da genau das von der NS-Herrschaft eingefordert wurde, war eine Rebellion mit all ihren Konsequenzen für die Mitglieder der Weißen Rose unvermeidlich.

Damit widersprechen sie der Annahme des Großinquisitors, wonach alle Menschen zwar rebellische Phasen durchlaufen, aber nicht stark genug sind, ihren Protest aufrechtzuerhalten. Zeitgleich zu den Aktionen der Weißen Rose verfasste Albert Camus eine ermutigende Neuinterpretation des Sisyphos-Mythos: Der ewige Rebell Sisyphos wurde von den Göttern dazu verurteilt, Tag für Tag den gleichen Stein auf einen Berg zu rollen, ohne dass dieser jemals oben liegen bleibt. Dennoch schreibt Camus über ihn:

„Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“

Fjodor Dostojewski
Der Großinquisitor (Auszug)

Bist Du es? Ja? Antworte nicht, schweig! Ich weiß recht wohl, was Du sagen willst. Warum bist Du denn hergekommen, uns zu stören?

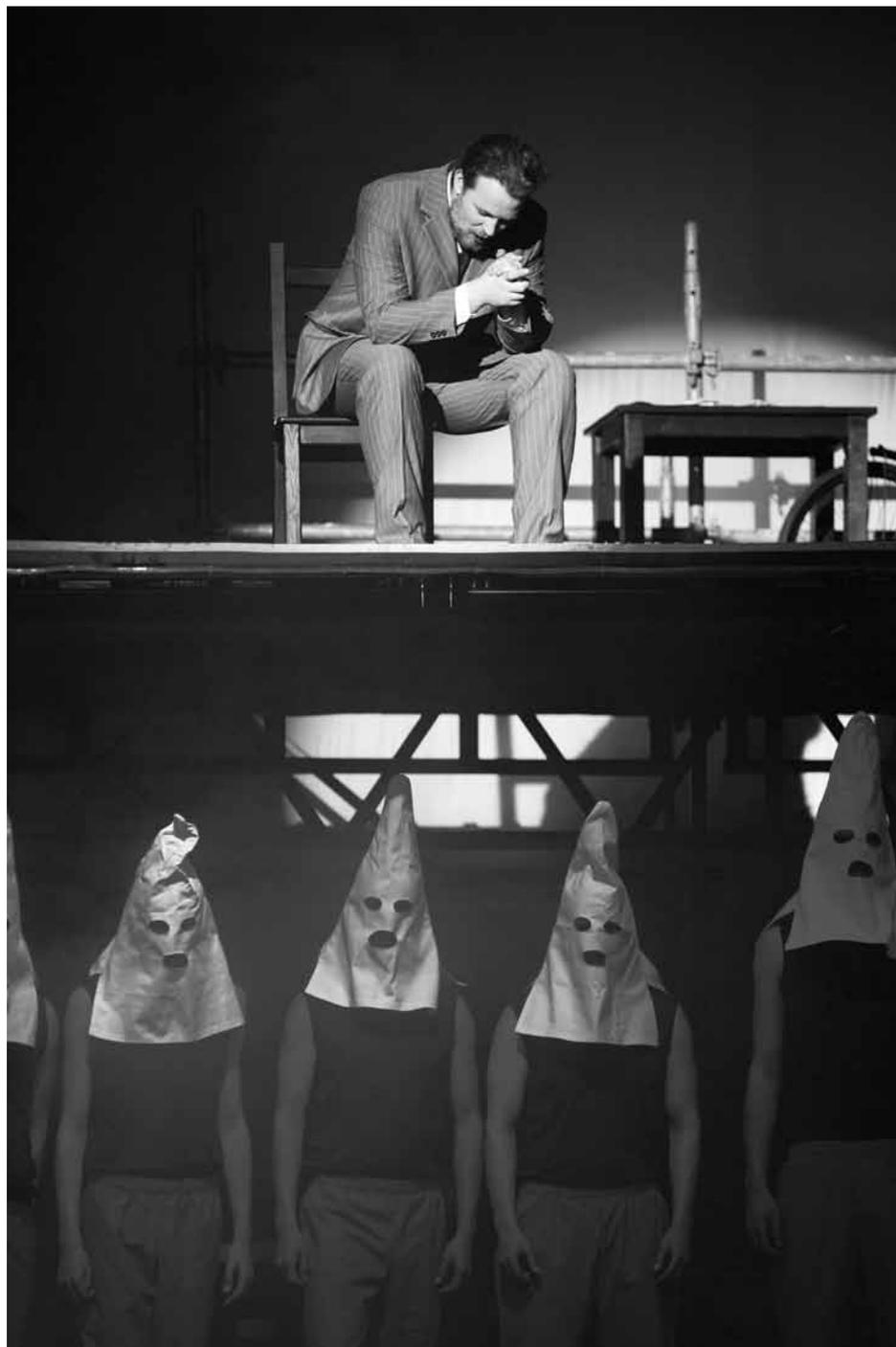
Hast Du nicht damals so oft gesagt: „Ich will euch frei machen!“? Fünfzehn Jahrhunderte lang haben wir uns mit dieser Freiheit abgequält; aber jetzt ist es mit ihr zu Ende, gründlich zu Ende. Wisse, dass jetzt und gerade heutzutage die Menschen mehr als je davon überzeugt sind, vollkommen frei zu sein; und dabei haben sie selbst uns ihre Freiheit dargebracht und sie uns gehorsam zu Füßen gelegt. Sie sagen: „Knechtet uns lieber, aber macht uns satt!“

Es gibt für den Menschen, wenn er frei geblieben ist, keine dauerndere, quälendere Sorge, als möglichst rasch jemand zu finden, den er anbeten kann. Hattest du vergessen, dass Ruhe und sogar der Tod dem Menschen lieber ist als die freie Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse? Nichts ist verführerischer für den Menschen als die Freiheit seines Gewissens; aber nichts ist auch für ihn qualvoller.

Es gibt drei Mächte, nur drei Mächte auf der Erde, die imstande sind, das Gewissen dieser schwächlichen Rebellen für allezeit zu ihrem Glücke zu besiegen und zu fesseln; diese drei Mächte sind: das Wunder, das Geheimnis und die Autorität. Und die Menschen freuten sich, dass sie wieder wie eine Herde geleitet wurden und dass endlich das so furchtbare Geschenk, das ihnen so viel Qual bereitet hatte, von ihrem Herzen weggenommen war.

Warum bist Du denn jetzt gekommen, uns zu stören? Und warum siehst Du mich schweigend und durchdringend an mit Deinen sanften Augen?

Schon am morgenden Tage wirst Du sehen, wie diese gehorsame Herde auf meinen ersten Wink hinzustürzen wird, um glühende Kohlen an Deinen Scheiterhaufen heranzuscharren, auf dem ich Dich verbrennen werde dafür, dass Du gekommen uns zu stören. Denn wenn je jemand im höchsten Grade unseren Scheiterhaufen verdient hat, so bist Du es. Dixi!



„Each man must fight for what is his“ James Meredith und die schwarze Bürgerrechtsbewegung

James Meredith wurde am 25. Juni 1933 in Mississippi geboren. Als einer der ersten Schwarzen besaß sein Vater eine eigene Farm, wodurch er James und seinen elf Geschwistern eine solide Schulausbildung ermöglichen konnte. Als Schwarzem war es James Meredith allerdings trotz guter Leistungen versagt, die finanziell deutlich besser ausgestatteten Schulen der weißen Kinder zu besuchen. Der Grund hierfür lag in der vom Obersten Gerichtshof legitimierten Rassentrennung („segregation“), auf deren Grundlage die schwarze Bevölkerung seit Ende des 19. Jahrhunderts vor allem in den Südstaaten unterdrückt wurde.

Offiziell war die Sklaverei in den USA 1865 abgeschafft worden, doch verbesserte sich die Situation der Schwarzen lange Zeit kaum: Unter der Losung „separate, but equal“ durften Weiße und Schwarze nicht die selben Schulen, Universitäten, Krankenhäuser, öffentlichen Verkehrsmittel, Kinos und Restaurants besuchen. Viele ehemalige Sklaven arbeiteten noch immer als Niedriglöhner auf Farmen und wurden durch Alphabetisierungstests vom Wahlrecht ausgeschlossen.

Nachdem im Zweiten Weltkrieg weiße und schwarze Soldaten erfolgreich gemeinsam gekämpft hatten, wurde 1948 die Rassentrennung in der Armee aufgehoben. Meredith trat daraufhin 1951 der Air Force bei. Die Armeezeit prägte Merediths Selbstverständnis nachhaltig: Er sah sich als stolzen amerikanischen Staatsbürger, dem die in der Verfassung garantierten Grundrechte verwehrt wurden. Um dies zu ändern, war er bereit, als Einzelkämpfer in einen „Krieg“ für seine Bürgerrechte zu ziehen.

Auch andernorts regte sich in den 1950er Jahren Protest gegen die „Weiße Vorherrschaft“: Nachdem sich Rosa Parks während einer Busfahrt weigerte, ihren Sitzplatz an einen Weißen abzutreten, formierte sich 1955 in Montgomery (Alabama) die schwarze Bürgerrechtsbewegung um Martin Luther King. Mit zivilem Ungehorsam und friedlichen Demonstrationsformen („Sit-Ins“) kämpfte King sehr medienwirksam gegen die Rassentrennung. Seine Anliegen fanden zunehmend auch Gehör in Teilen der weißen Bevölkerung und so versprach der neu gewählte Präsident John F. Kennedy 1961, ein neues Bürgerrechtsgesetz zugunsten der Schwarzen Bevölkerung in den Kongress einzubringen.

Meredith unterstützte zwar die Ziele der Bürgerrechtsbewegung, agierte jedoch unabhängig davon. Die von King propagierte Gewaltfreiheit hielt er für „nonsense“, solange man einem Gegner gegenüberstand, der nicht vor Gewalt zurückschreckt. Dennoch kam ihm der durch Kings Bewegung ausgelöste politische Stimmungswandel entgegen: Nachdem er in den Fünfziger Jahren an einem sogenannten „Black College“ einen ersten Abschluss in Politik und Geschichte erlangt hatte, bewarb sich Meredith 1961 für einen Studienplatz an der prestigeträchtigen University of Mississippi in Oxford. Mississippis Gouverneur Ross Barnett versuchte zunächst mit allen Mitteln seine Immatrikulation zu verhindern, das Ende der Segregation kam für ihn einem „Völkermord an der weißen Rasse“ gleich. Daraufhin entsandte Präsident Kennedy 23.000

Regierungssoldaten nach Oxford, um Meredith gegen den Widerstand weißer Rassisten und der repressiven Universitätsleitung eine sichere Einschreibung zu gewährleisten. Nachdem Oxford in der Nacht zuvor Ausschreitungen mit zwei Todesopfern und über hundert Verletzten erlebt hatte, schrieb sich Meredith am 02. Oktober 1962 als erster Schwarzer an der „Ole Miss“ ein. Dort studierte er ein Jahr unter dem Schutz des Militärs und erhielt einen Abschluss mit Bestnote.

Die Sechziger Jahre blieben für die Bürgerrechtsbewegung turbulent: Nachdem Kennedy 1963 erschossen wurde, verabschiedete sein Nachfolger Lyndon B. Johnson 1964 ein Bürgerrechtsgesetz zugunsten der Schwarzen. Durch den „Voting Rights Act“ ließen sich zahlreiche Schwarze als Wähler registrieren. Anhänger der Rassentrennung wurden vermehrt abgewählt und immer mehr schwarze Kandidaten wurden Abgeordnete und Bürgermeister. Martin Luther King bekam 1964 den Friedensnobelpreis zugesprochen, wurde aber – auch aufgrund seiner zunehmend sozialistischen Überzeugungen – vom FBI als „Staatsfeind“ verfolgt. Die Bürgerrechtsbewegung spaltete sich: Die Anhänger von Black Power und der Black-Muslim-Bewegung schworen dem von Kings Anhängern praktizierten gewaltlosen Widerstand ab. King selbst wurde am 04. April 1968 in Atlanta auf dem Balkon seines Hotels erschossen. Zwei Monate später folgte ein weiteres Todesopfer: Robert Kennedy, der sich als Justizminister maßgeblich für James Meredith eingesetzt hatte, wurde während eines Wahlkampfauftritts in Los Angeles ermordet.

Meredith blieb während dieser Zeit politisch aktiv: 1966 demonstrierte er mit einem „Walk for Freedom“ gegen die anhaltende Unterdrückung der Schwarzen. Hierbei grenzte er sich begrifflich bewusst von Kings öffentlichkeitswirksamem „March for Jobs and Freedom“ in Washington ab. Während Meredith ungeschützt 30 Meilen durch Mississippi lief, wurde er von einem Weißen angeschossen und überlebte nur knapp. Überraschenderweise unterstützte er im selben Jahr seinen einstigen Widersacher Ross Barnett bei dessen Wiederwahl zum Gouverneur. Meredith lebt noch heute mit seiner Familie in Jackson, Mississippi.

„Wir lassen uns von niemandem herumschubsen“ Diskriminierung und Rassentrennung im Mississippi von heute

Als James Meredith in den Sechzigerjahren gegen die „Weiße Vorherrschaft“ kämpfte, war die Rassentrennung in Mississippi gesetzlich verankert. Heute ist sie zwar keine offizielle Politik mehr, doch verdeutlichen zwei aktuelle Ereignisse, dass die Diskriminierung von Minderheiten in Mississippi fortbesteht.

Über das Mississippi der Sechziger Jahre schreibt der Journalist Jamelle Bouie: „Kein anderer Ort der USA kam dem Apartheidssystem Südafrikas näher. Nirgendwo gab es mehr Lynchmorde und nirgendwo war es schwerer für schwarze Menschen, der Armut zu entkommen.“ Und so verwundert es nicht, dass die dortige Regierung nur zögerlich die seit 1954 vom Bundesgerichtshof verbotene Rassentrennung an Schulen aufhob. Merediths Immatrikulation an der „Ole Miss“ gab hierfür entscheidende Impulse. Da Schwarze und Weiße aber noch heute vorwiegend in unterschiedlichen Vierteln wohnen, findet an vielen Schulen keine ethnische Durchmischung statt. Dies führt zu Vorurteilen gegenüber schwarzen Schülern, da die Schulen der weißen Bezirke ein höheres Ansehen genießen. Anfang Mai dieses Jahres verpflichtete ein Gericht in Cleveland den dortigen Schuldistrikt, „weiße“ und „schwarze“ Schulen zusammenzulegen. In der Begründung heißt es: „Dass das Ende der Rassentrennung so lange verschleppt wurde, hat ganze Generationen von Schülern ihres verfassungsmäßig garantierten Rechts auf integrierte Bildung beraubt“.

Eine drastische Diskriminierung erfahren derzeit auch Homo- und Transsexuelle: Nachdem auf Bundesebene die Homo-Ehe legalisiert wurde, erzwang im April 2016 eine konservative Mehrheit in Mississippi das umfassendste Anti-Homosexuellen-Gesetz der USA: Ausgehend vom *Religious Freedom Restoration Act* dürfen Einzelpersonen und Organisationen nun gegen Bestimmungen klagen, von denen sie meinen, sie schränken ihre religiöse Freiheit ein. Homosexuellen dürfen Dienstleistungen vom Restaurantbesuch bis hin zu Wohnangeboten verweigert werden. Pflege- und Adoptiveltern dürfen homosexuelle Kinder erziehen lassen. Transsexuellen darf in öffentlichen Gebäuden die Toilettenbenutzung verwehrt werden. Die Parallelen zur Rassentrennung der Sechziger Jahre sind nicht zu übersehen.

Und so formiert sich in Mississippi derzeit eine neue Bürgerrechtsbewegung, der sich auch zahlreiche multinationale Konzerne angeschlossen haben. Ob diese jedoch den konservativen Gouverneur Phil Bryant umstimmen kann, bleibt offen.



Die Große Proletarische Kulturrevolution Ein offenes Kapitel chinesischer Geschichte

Vor genau 50 Jahren, im Mai 1966, verkündete Mao Zedong in der *Volkszeitung*, dass die Kommunistische Partei Chinas von „bourgeois Kräften“ unterwandert sei. Damit spornte er Studierende zu einer der verheerendsten Massenkampagnen des 20. Jahrhunderts an. Die zehn Jahre andauernde Kulturrevolution prägt bis heute Chinas Gesellschaft.

Als Mao 1949 nach langem Bürgerkrieg die Volksrepublik China ausrief, gab er vielen Chinesen ein neues Selbstbewusstsein. Nachdem aber seine Landwirtschaftsreform („Der Große Sprung nach vorn“) viele Millionen Tote gefordert hatte, verlor er 1959 die Macht in der Partei. Um seine alte Position zurückzugewinnen, brachte er Chinas Jugend gegen seine innerparteilichen Widersacher auf. Die Studierenden sahen in Maos Kampf gegen die „vier Alten“ (alte Kultur, alte Ideen, alte Sitten, alte Gewohnheiten) die Chance, sich von ihren „feudalistischen“ Eltern zu emanzipieren. Unter der Losung „Deine Eltern sind lieb, aber Mao ist wichtiger!“ gab Mao den jungen Menschen das Gefühl, für den Aufbau einer neuen Ordnung in China gebraucht zu werden. Die Jugend dankte es ihm, indem sie ihn wie einen Popstar verehrte.

Doch schon bald eskalierte die Gewalt der Roten Garden: Als Rache für strenge Prüfungen trieben sie Universitätsprofessoren durch die Straßen, töteten „Volksfeinde“ und zerstörten Tempelanlagen. Nachdem Mao 1969 wieder an der Macht war, beendete er mithilfe der Armee die Exzesse der Rotgardisten. 20 Millionen Jugendliche wurden daraufhin zwangsweise zur Arbeit aufs Land umgesiedelt.

Trotz der massiven Gewalt wurden Maos Lehren für viele Europäer zur Projektionsfläche eines besseren Sozialismus. Die rote „Maobibel“ war während der Studentenunruhen in der BRD ein Kultobjekt. Nach Maos Tod 1976 wurden vier seiner Hauptverbündeten hingerichtet, seine Rolle wurde in China jedoch bislang kaum öffentlich hinterfragt. Seit 1979 wird die Kulturrevolution im offiziellen Sprachgebrauch der Partei „Zehn Jahre Chaos“ genannt. Fünfzig Jahre nach Beginn der Kulturrevolution bezeichnete die KPCh diese als „Fehler in Theorie und Praxis“ und versprach, dass sich Derartiges niemals wiederholen werde. Dennoch machen sich laut dem Soziologen Zhou Xiaozheng viele Angehörige jener Generation bis heute keine Gedanken über die begangenen Gräueltaten.



Kai Strittmatter

Wolfskind

Er ist 15 und denunziert seine Mutter. Sie wird hingerichtet im China Mao Zedongs. Das war 1970. Heute fragt sich der Sohn, was ihn damals zum Tier machte.

Eine glückliche Familie seien sie gewesen, sagt Zhang Hongbing. Erfüllt vom Geist der Revolution, aber wer war das nicht? Er erinnert sich: eine Mutter, die dem Sohn den Fieberschweiß von der Stirn tupft; ein Vater, der in Winternächten die Bettdecke über den Kindern zurechtzieht. Eine große Schwester, ein kleiner Bruder, in der Mitte er, großgezogen mit der Liebe zum Vorsitzenden Mao. Mit Wolfsmilch, wie Zhang heute sagt.

Aus dem handschriftlichen Protokoll des Abends vom 13. Februar 1970, erstellt vom Schüler Zhang Hongbing: „Anzeige und Enthüllung der himmelschreienden Verbrechen der Konterrevolutionärin Fang Zhongmou.“

Fang Zhongmou, das war seine Mutter.

Es ging ein kalter Wind, die Mutter war von zehn Stunden Arbeit aus dem Krankenhaus zurückgekommen. Nun saß sie auf einem Schemel und walkte die Wäsche, sie war müde. Der Sohn spülte das Geschirr vom Abendessen. Nachher wird er sagen, es sei dieser Satz der Mutter gewesen, der ihn so schockiert hätte: „Ich möchte aber wirklich, dass Liu Shaoqi rehabilitiert wird.“

Liu war Staatspräsident, als sein alter Kampfgenosse Mao Zedong ihn 1967 verhaften und zwei Jahre später im Gefängnis umkommen ließ. Liu hatte Mao kritisiert für dessen Politik, die Millionen in den Hungertod schickte, er war also ein bürgerlich-reaktionärer Verräter. „Ich war entsetzt. Meine Mutter war eine Klassenfeindin!“, schreibt Zhang in den Aufzeichnungen, die er am Tag nach seinem Verrat zu Papier brachte. „Noch im Moment des Schocks spürte ich plötzlich: Ich war ein Rotgardist, ein Wächter Maos. Ich begann noch zu Hause eine Kritik- und Kampfsitzung gegen meine Mutter.“

Die Mutter zeigte keine Einsicht.

Der Vater ging weg, die Mutter anzuzeigen beim örtlichen Armeekomitee. Der Sohn zitterte vor Wut. Er hatte Angst. Angst, der Vater könne die Mutter beim Komitee vielleicht doch heimlich in Schutz nehmen. Also schrieb er an Ort und Stelle seine eigene Anklageschrift. „Verteidigt den Vorsitzenden Mao bis zum Tod!“, stand da. Und: „Richtet Fang Zhongmou hin!“

Die Mutter hatte sich da schon im Schlafzimmer eingeschlossen, sie war dabei, die Mao-Bilder von der Wand zu nehmen und zu verbrennen.

Zhang Hongbing war 15 Jahre alt, als er die Hinrichtung seiner Mutter verlangte. Und bekam.

Die Mutter hatte gezweifelt. Die Mutter war Mensch geblieben. Die Mutter musste sterben.

Warum? Warum haben Sie damals die Hinrichtung Ihrer Mutter gefordert, Zhang Hongbing?

Mit einem Ruck richtet er sich auf und deklamiert in erregtem Stakkato: „Um Mao zu schützen! Um Mao zu schützen!“ - „Ach, sei doch still“, ruft der Bruder der Mutter.

Warum? „Ich suche doch selbst seit 34 Jahren die Antwort auf diese Frage. Wie konnte ich mich von einem wachen, gesunden Jungen in ein wildes Tier verwandeln? Was hat mich zu einem Wolfskind gemacht?“

Die spätere Ehefrau des Bruders war am Richtplatz am 11. April 1970. Eine öffentliche Hinrichtung. Die Menge rief: „Lang lebe die Kommunistische Partei!“ Einige flüsterten: „Sie war eine gute Frau“. Er selbst habe es nicht über sich gebracht, zuzuschauen, sagt Zhang. Als der Vater und er zu Hause waren, durchsuchten sie alle Schubladen, verbrannten die Fotos der Mutter. Zhang Hongbing nahm einen Pinsel, durchblätterte alle Bücher der Mutter und übermalte mit Tinte sorgfältig jedes Schriftzeichen, das sie an den Rand gekritzelt hatte.

Gut erging es der Familie danach nicht. Solchermaßen war die Logik der Kulturrevolution, dass Zhang nun als Sohn einer Konterrevolutionärin galt, immerhin galt er als „besserungsfähig“. Er wurde aufs Land verschickt, arbeitete als Schlosser in einer Werkstatt. Und doch, sagt er, sei ihm ein Jahrzehnt lang nicht der Hauch eines Zweifels an seinem Tun gekommen.

1979, Mao war tot, die Kulturrevolution längst vorüber, begann er auf Drängen seines Onkels, bei den Behörden einen Antrag auf posthume Rehabilitierung der Mutter zu schreiben. Langsam sickerte das Entsetzen über seine Tat ein. „Es war die Bildung. Sie öffnete mir die Augen“, sagt Zhang Hongbing. Die Bildung. Der Onkel sitzt stumm auf dem Sofa. Nie hat er irgendeine Bildung genossen, er war sein Leben lang einfacher Bauer und Arbeiter, und wusste doch von Anfang an, was recht und was unrecht, was menschlich und was unmenschlich war.

Zhang Hongbing ging tagsüber in die Werkstatt und holte abends sein Studium nach: 1987 Juraexamen, 1988 Abschluss in chinesischer Literatur. Zhang ist Parteimitglied, seit 1985. Glaubt er an die Partei? „Ich glaube an das Recht“, sagt er: „Mein Traum ist es, aus China einen Rechtsstaat zu machen. Die Macht in einen Käfig zu sperren.“

Seit 34 Jahren nun recherchiert er die Geschichte seiner Tat. Wir sitzen am Küchentisch. Manchmal bricht Zhang in Tränen aus, manchmal ruft er aus: „Mein Name soll in die Geschichte eingehen als ewige Schande.“ Es ist eine Buße, die nach Publikum verlangt. Zhangs Ehefrau erwidert: „Was sollen die alten Geschichten? Geht es uns nicht gut heute?“

Vor vier Jahren beschloss Zhang, an die Öffentlichkeit zu gehen. Er führt einen Feldzug. Einen persönlichen, der den Schmerz ein wenig betäubt. Und einen öffentlichen gegen das kollektive Vergessen. Ein Vergessen, das in China mehr ist als nur menschlich. Es hat System: Die Partei verordnet dem Volk die historische Amnesie, wieder und wieder. Sonst müsste sie sich ihren Verbrechen stellen.

Wieder und wieder, sagt er, habe er diesen Traum: Die Mutter kehrt zurück. Sie ist noch jung, so wie kurz vor ihrem Tod. Er nimmt ihre Hand, möchte ihr etwas sagen, bringt keine Worte heraus. Die Mutter bleibt stumm, blickt ihn nur an. Dann ist sie wieder verschwunden.

Ein Vorort von Guzhen. Urbaner Wildwuchs. Ein Kanal. Ein Hof: Gestrüpp, rostige Drähte, Müll, ein paar Hühner. Mittendrin ein staubiger Hügel, davor ein Grabstein. „Der Märtyrerin Fang Zhongmou“, steht darauf. Einen Steinwurf von hier nur streckten die Kugeln sie nieder. Damals war hier freies Feld.

Zhang Hongbing wirft sich auf die Knie, drückt die Stirn in den Staub. „Mama!“, ruft er: „Mama! Wir werden deine Geschichte erzählen.“ Er steht auf, klopft sich die Hose aus. Der Schriftsteller Ba Jin forderte schon 1986 ein Museum für die Kulturrevolution, bis heute gibt es keines, aber Zhang sammelt für jenen Tag. Wenn es je ein solches Museum gibt, dann soll es ihn ausstellen, ihn und seine Tat.

„Ich bin einer der Mörder von damals“, sagt er. „Sollen sie mich verachten, beschimpfen, verfluchen. Aber alle sollen es sehen. Es soll ihnen eine Lehre sein.“

Er schrie: „Wenn du weiter
Gift verspritzt, zerschmettere
ich deinen Hundeschädel!“
Der Bruder besaß nicht einmal
eine Bambusmatte, um darin
die tote Schwester einzuwickeln
„Was sollen die alten Geschichten?
Geht es uns nicht gut heute?“
Das ist es, das süße Vergessen

Für seine Reportage „Wolfskind“ erhielt Kai Strittmatter den Theodor-Wolff-Preis 2014. Er arbeitet als Korrespondent der Süddeutschen Zeitung in Peking.

Sophie Scholls Traum in der Nacht vor ihrem Tod

Ich trug an einem sonnigen Tag ein Kind in einem langen weißen Kleid zur Taufe. Der Weg zur Kirche führte einen steilen Berg hinauf. Aber fest und sicher trug ich das Kind in meinen Armen. Da plötzlich war vor mir eine Gletscherspalte. Ich hatte gerade noch so viel Zeit, das Kind sicher auf der anderen Seite niederzulegen, dann stürzte ich in die Tiefe. Das Kind ist unsere Idee, sie wird sich trotz aller Hindernisse durchsetzen. Wir durften Wegbereiter sein, müssen aber zuvor für sie sterben.

(überliefert von der Zellengenossin Else Gebel)



Hauptsponsor dieser Opernproduktion:



Wir danken für die besondere Unterstützung durch:



www.rieder-geruestbau.de

Impressum

Textnachweise:

Die Texte auf den Seiten 6-7, 9, 11, 13-14, 17-19 und 21 sind Originalbeiträge von Maximilian Enderle und Maximilian Eisenacher für dieses Programmheft.

Fjodor Dostojewski: Der Großinquisitor, übers. von Hermann Röhl. Stuttgart 1949.

„Flugblätter der Weißen Rose“ und „Sophies Traum“ in: Inge Scholl: Die Weiße Rose, Frankfurt 1982.

Kai Strittmatter: Wolfskind. Süddeutsche Zeitung (05.04.2013).

Die Texte wurden redaktionell gekürzt.

Bildnachweise:

Jörg Singer fotografierte die Klavierhauptproben am 17. und 18. Mai 2016:

(v.o.n.u. und v.l.n.r.): S. 8: Jekal / Ensemble –

S. 12: Eberlein, Flesch / Mouret, Conrad, Fagerfjäll, Danz – S. 16: Tucker, Chor –

S. 20: Pinto, Gascoïn, Henoch – S. 22: Pinto, McGown, Chor / Haßlöwer, Kovalenkaite –

S. 27: Haßlöwer, Ungerer, Queck / Mahns-Mardy, Jekal, Steinbach, McGown, Agwa, Chor

S.10: Claudia Lepp. Denkmal der Weißen Rose (Universität München).

S.19: Hulton Archive/Getty Images: March on Washington (1963).

Änderungen vorbehalten.

Herausgeber: Hochschule für Musik und Theater „Felix Mendelssohn Bartholdy“ Leipzig

Rektor: Prof. Martin Kürschner

Redaktion und Gestaltung: Maximilian Eisenacher, Maximilian Enderle (FR Dramaturgie)

Satz: Stefan Schönknecht (KBB)

Druck: Künstlerisches Betriebsbüro, Grassstraße 8, 04107 Leipzig,

Tel.: 0341 2144-640/641 Fax: 0341 2144-642

www.hmt-leipzig.de • kbb@hmt-leipzig.de

